

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 30 (1940)
Heft: 3

Artikel: Der Grenadier von der Beresina [Fortsetzung]
Autor: Vallotton, Georges
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634399>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Grenadier von der Beresina

Ein historischer Roman von Georges Vallotton

(Deutsch von W. Grossbacher)

2. Fortsetzung

Die jungen Mädchen fanden sich meist, wie dies auf dem Lande so Brauch ist, in Gruppen zusammen, und zwischen ihnen sah ich Sonntag für Sonntag eine einstige Schulkameradin, mit der ich oft gespielt hatte, wenn ihre Mutter zu uns auf Besuch kam und man uns dann in den Garten schickte, um uns los zu sein. Später hatte ich sie im Katechismusunterricht wieder getroffen; dann war sie ein großes Mädchen geworden, und seither empfand ich, ohne recht zu wissen warum, bei jeder Begegnung eine Art Scheu, die mich erröten und stumm werden ließ, wenn sie mit mir zu sprechen versuchte wie einst. Ich kannte ihren Platz in der Kirche wohl. Ich betrachtete sie im geheimen, und alles an ihr — das Gesicht, von schwarzen Locken umrahmt, die ihre Wangen liebkosten, ihre großen, braunen Augen, ihre natürliche Haltung — entzückte mich so, daß ich fürchtete, mich zu verraten. Ich wandte mich dann ab, um sie im nächsten Augenblick doch wieder zu betrachten.

Sie saß in der ersten Bank. Bismweilen glitt ein Sonnenstrahl durch das hohe Fenster, legte sich über den Boden hin bis zu ihr und hüllte sie schließlich völlig in einen wahren Strahlenkranz ein. Dann schien sie mir so schön, daß ich die Predigt völlig vergaß, und nur hoffte, der Herr Pfarrer werde noch länger reden als gewöhnlich, damit die strahlende Erscheinung, die mein Herz verbrannte, nicht verschwinde. Nie hätte ich es gewagt, irgend jemandem zu sagen, was ich fühlte, ihr selbst noch weniger, als andern. Selbst in der Schmiede, wenn mein Hammer die Funken sprühen machte, dachte ich an das Mädchen, und ich freute mich die ganze Woche auf den kommenden Sonntag, weil ich sie dann wieder sehen würde.

Mir schien, als sollte diese Zeit niemals enden.

Aber die Ereignisse folgten sich rings um uns. Immerhin erlaubte es die Abgeschlossenheit unseres Tales, daß wir darin leben konnten, ohne die Auswirkungen des großen Geschehens stark zu spüren. Doch erinnere ich mich, daß im Jahre 1802 einige junge Leute aus dem Dorf in die Ebene hinunterstiegen, um an jener geheimen Aufstandsbewegung teilzunehmen, die man seither mit dem Namen der Bourla-Papeys-Revolution bezeichnet hat. Diese Revolution machte übrigens kaum Blut fließen und kostete nur einem Haufen alter Lebens- und Steuerdokumente das Leben. Aber das Verbrennen so vieler Altentücke und Pergamente machte fürchterlich Durst, und wenn auch die Gemüter einen Augenblick erhitzt wurden, so zeigte sich das praktische Ergebnis vor allem in den Wirtshäusern, im „Bären“, im „Stadthaus“, wo man sich mit großem Lärm des leichtesten Sieges freute, den man ohne Kampf über einen eingebil deten Feind davongetragen hatte. Dann kehrte, wie stets in unserm glücklichen Lande, die Ruhe wieder, und man machte sich von neuem an die Arbeit.

Man sang:

„Baadtländer, auf, es kommt ein neuer Tag,
Der Freud' in unsre Herzen trägt . . .“

Ich sang das Lied mit umso größerem Schwung, als ich die Welt bisher noch nie so schön gesehen hatte. Ich war jung und

stark. Der Amboß dröhnte vom Morgen bis zum Abend unter den wuchtigen Schlägen meines schweren Hammers, und mein Herz hatte Feiertag.

In Paris und Frankreich aber folgten sich unterdessen die tragischen Ereignisse, und oft kam ihr Echo bis zu uns. Der Revolution mit all ihren Schrecken war eine Zeit voll kriegerischer Unruhe gefolgt. Unter den vielen Namen, die einen Augenblick aufflammten, um bald wieder in das Nichts zurückzusinken, drängte sich vor allem einer auf, der Name des Generals Bonaparte, der erster Konsul geworden war. Manche Leute hatten ihn schon 1798 gehört, als der General durch Lausanne kam, um den Großen St. Bernhard zu überschreiten; das war in jenem Feldzug, der um 1800 mit dem Donnerschlag von Marengo endete. Der erste Konsul war Kaiser Napoleon geworden, und das Aufsehen, das seine Siege erregten, der Ruhm seines Genies offenbarten sich allen. Man sprach nur von ihm an den Abendstüben, und sein Ruhm wuchs noch nach der Schlacht von Austerlitz. Mehrere junge Leute aus der Umgebung hatten, vom Abenteuerdurst getrieben, die Grenze überschritten und sich anwerben lassen. Die Zahl der Eintritte in das französische Heer wurde noch größer, als Schweizer Regimenter geschaffen wurden, die unser Land für Frankreich zu stellen hatte nach der Mediationsakte. Während aber viele voller Leben und Gesundheit abreisten, kehrten doch gar wenige in die Heimat zurück, und oft hatten diese Heimkehrer einen Arm oder ein Bein auf den Schlachtfeldern gelassen, was sie freilich nicht hinderte, ihre Abenteuer und Heldentaten im „Stadthaus“ oder im „Bären“ zu erzählen, und zwar je lieber, je mehr man ihnen zu trinken bezahlte.

Allmählich aber hatte die Begeisterung aus der Anfangszeit doch nachgelassen. Man merkte, daß der Ruhm teuer bezahlt werden mußte. Als dann die Kriege in Spanien begannen und unsere Regimenter dorthin geschickt wurden, als das Echo kam von den wilden Kämpfen, an denen unsere Soldaten teilnehmen mußten, oft sogar gegen andere Schweizer, die der königlichen Regierung treu geblieben waren, da wurde die Rekrutierung immer schwieriger. Man stellte schließlich Tollköpfe und Taugenichtse ein, die man nicht anders bemeistern konnte und von denen man hoffte, sie würden durch die Disziplin im fremden Dienst vielleicht etwas beruhigt werden. Mir jedoch — so sehr ich auch, wie alle Welt, Napoleon bewunderte — mir war der Gedanke, Handgeld zu nehmen, noch nie aufge taucht. Mein Dorf, meine Großmutter, meine Schmiede waren mir zu lieb, und vor allem schwelkte mir eine mächtige Hoffnung das Herz, auch wenn ich sie niemandem zu gestehen wagte. Niemals dachte ich daran, daß auch ich Soldat werden, daß ich den Kaiser sehen und mit tausend anderen ein bescheidener Mitspieler im Drama werden würde, von dem in jenem Augenblick noch kein Mensch eine Ahnung hatte.

Wie hätte ich nicht glücklich sein sollen? Meine Großmutter, die trotz ihres Alters wohltauf und frisch geblieben war, verzog mich, als ob ich immer noch der kleine Knabe von einst gewesen wäre. Manchmal sagte sie mit leisem Spott:

„Hast du mir denn nichts zu erzählen? Na, na, so groß und stark wie du bist, hast du denn noch nie die Mädchen angeschaut? . . . Du wirst doch wohl nicht dein ganzes Leben in deiner Schmiede zubringen wollen, und ich werde nicht ewig leben!“

Ich gab keine Antwort, denn mir schien, als müßte mein Traum zu Ende sein, wenn ich davon reden würde. Es war so schön, daß ich mir für den Augenblick nichts Schöneres wünschte.

Eines Sonntags jedoch ging das junge Mädchen, begleitet von ihrer Mutter, beim Verlassen der Kirche ganz nahe an mir vorbei. Schüchtern wünschte ich ihr einen guten Tag. Sie blickte auf, um mir zu antworten. Was ich in ihren Augen zu lesen glaubte, überfiel mich mit einer solchen Gemütsbewegung, daß ich stehen blieb, kaum die Hand zu ergreifen wagte, die sie mir darstreckte, und mich dann flüchtete, mit langen Schritten am Bach entlang gehend, um mein Herz zu beruhigen.

Die erste Liebe ist scheu, je stärker und süßer sie ist. Die Freude, mit der sie uns erfüllt, ist so tief und rührt so an die geheimsten Saiten, daß es uns scheint, das Herz sei zu klein, um sie ganz fassen zu können. Und wir meinen, alles an uns müßte an unserer Freude teilhaben. Ich hätte singen mögen, und nie noch war mir der Bach so lieblich erschienen mit seinen Pappeln, die sich in dem klaren Wasser spiegelten.

Am gleichen Tage kam während des Mittagessens meine Großmutter wieder einmal auf ihr Lieblingsthema zu sprechen. Sie zählte mir alle Mädchen im Dorfe auf, verbreitete sich wohlgefällig über ihre Eigenschaften, ohne doch ihrer Fehler zu vergessen; denn in einem kleinen Ort weiß man alles von allen, selbst das, was man eifersüchtig vor den Augen der andern verborgen zu haben glaubt. In diesem Kapitel war meine Ahne unerschöpflich, und ihre stets treffenden Bemerkungen — sie waren zwar nicht immer barmherzig — machten mich hell auf-lachen, was die gute Frau aber nicht wenig erzürnte. Kurz und streng sagte sie:

„Du bleibst doch immer der gleiche! Du siehst nur mehr deine Nägel und Ketten! Ach, da ist dieser August, der Sohn des Gemeinderates, doch ein anderer Kerl! Der sieht wenigstens klar! Man hat mir eben gesagt, daß seine Eltern für ihn um Alice anhalten werden, die Tochter der Matthey im Unterdorf. Der hat gut gewählt . . . Sie ist das netteste Mädchen, das man sich denken kann. Mit der werden es die Alten einmal gut haben . . . Das wird ein hübsches Paar geben!“

Wenn Bliß und Donner vor mir auf den Tisch niedergegangen wären, sie hätten keinen größeren Eindruck auf mich machen können als diese Worte.

Alice, die ich liebte, sollte August versprochen sein! Und ich Dummkopf hatte nie gewagt, ihr zu sagen, was mir auf dem Herzen brannte! Ich glaube, daß ich freidebleich geworden war, denn meine Großmutter fuhr plötzlich unruhig weiter:

„Aber was hast denn du? Du siehst ja ganz verstimmt aus! Du bist überhaupt in der letzten Zeit nicht recht beisammen, ich habe es wohl bemerkt . . . Du tötest dich einfach mit der Arbeit. Aber du kennst doch das Wort: Wenn's gut ist, so nimm! Du tätest besser, hie und da mit deinen Kameraden auszugehen, statt immer allein zu bleiben.“

Dann fügte sie, wiederum ganz sachlich, bei:

„Dir hat offenbar der Fruchtkuchen nicht gut getan. Ich habe doch der Tante Jenny empfohlen, sie solle den Teig leichter machen und nicht so viel Zimt dazu nehmen. Das gibt dem Kuchen nur einen allzustarken Geschmack. Nun, da nimmst du halt ein Gläschen Elixer. Du weißt, wie gut der einem tut.“

Arme, gute Großmutter! Jenes Elixer, das sie bei allen Gelegenheiten andern Leuten und sich selbst ebenfalls verordnete, konnte mir nicht helfen. Was ich eben gehört hatte — ich konnte es nicht fassen! Ich war wie zerschlagen von meinem

so plötzlich vernichteten Traum, und zugleich war ich wütend über meine Schüchternheit. Ich mußte hinaus und auf einem einsamen Gang durch die Natur meine Gedanken wieder in Ordnung bringen und über mich selbst klar zu werden versuchen.

Unbewußt hatte ich mich der Quelle des Baches zugewandt, im Gefühl, dort die Einsamkeit zu finden, die ich nötig hatte. Ich ging mit langen Schritten, in meinem armen Kopf immer wieder überlegend und durchgehend, was ich eben vernommen hatte. Eigentlich war es recht wenig, aber doch genug, um mich verzweifeln zu machen. Ich hatte genau gehört: Augusts Eltern würden für ihren Sohn um Alice werben gehen, und ich armer Tölpel hatte nichts gewußt, nichts gesehen! Nun sollte also jene, die ich mit tiefer Liebe liebte — des war ich jetzt gewiß — deren Bild mich überallhin verfolgte, so sehr, daß ich sie nicht mehr aus meinem Leben wegdenken konnte —, sie sollte sich nun mit einem andern verbinden, mit jenem August, der so gut zu reden wußte, während ich zurückhaltend war, der immer der Erste an allen Festlichkeiten und auch viel reicher war als ich, dem nur die Schmiede gehörte, die erst noch belastet war durch eine Schuldsomme, von der ich zwar in schwerer Arbeit abzahlte, die aber doch noch auf meinen Schultern lastete . . . Immer wieder kam ich auf Alice zurück. Wie hatte sie mich doch angeschaut, als ich ihr vor der Kirche begegnet war! Mir schien, als hätten ihre Augen auf die Frage der meinigen geantwortet — und jetzt sollte alles aus und fertig sein, bevor es nur angefangen hatte! Das Leben erschien mir plötzlich öde und leer nach dem strahlenden Sonnenschein am Vormittag.

Bis dahin war ich mit meinen Gedanken gekommen. Als ich den Kopf hob, blieb ich plötzlich wie versteinert stehen. Da trat ja Alice selbst aus dem Gebüsch, das den Bach einsäumte, mit entgegen. Ich konnte ihr nicht ausweichen.

Trotz der vorgerückten Jahreszeit trug sie ein helles Kleid und einen großen Hut, wie sie damals Mode waren. Sie mußte meine Verwirrung nicht bemerkt haben, denn sie begrüßte mich mit völlig natürlicher Stimme: „Guten Tag, Abraham!“ Zugleich streckte sie mir lächelnd, mit einem leichten Spott in den Augenwinkeln, die Hand entgegen. Erst konnte ich kaum antworten; aber dann packte mich eine Art vernünftigen Zornes, der mir endlich den Mut zum Reden gab. Ich sagte ihr, was meine Großmutter mir erzählt hatte, und berichtete von der Absicht von Augusts Eltern. Ich versuchte sogar, ihr zu dieser schönen Hochzeit Glück zu wünschen; aber ich stotterte dabei. Sie aber hatte den Kopf ein wenig weggewandt. Dann und wann betrachtete sie mich, und ihr Lächeln wurde noch spöttischer, so daß ich kurz blieb in meinen Erklärungen.

Trotzig und zugleich errötend sagte sie:

„Ihr seid aber gut unterrichtet! . . . So wäre ich denn verheiratet, ohne daß ich etwas davon wußte! Nur sollte ich doch auch noch meine Zustimmung dazu geben, und ich bin sicher, daß meine Eltern nichts gegen meinen Willen tun werden.“

Dabei blickte sie mich gerade an. Ich wagte nicht, ihr in die Augen zu sehen, so sehr fürchtete ich, mich zu verraten. Zugleich aber hoffte ich mit meinem ganzen Sein, in ihrem Blick wiederfinden zu können, was ich am Morgen darin gelesen hatte, und wieder fürchtete ich, mich getäuscht zu haben.

Schließlich sagte ich ganz leise: „Ich bin allein, Alice, ich bin arm und habe nichts als meine Schmiede und meine beiden Arme . . . Ich hatte geglaubt . . .“

„Nun, was glaubtest du denn?“ fragte sie.

„Ich glaubte, es müßte so schön sein für zwei zu arbeiten . . . Ich habe dich heute morgen, wie alle Sonntage, in der Kirche gesehen, und ich bin mit einem verrückten Traum im Herzen heimgekehrt, und nun . . . nun . . .“

Sie hatte ihre kleine Hand in die meine gleiten lassen. Sie schaute mich an, und da sah ich endlich in ihren Augen jene Liebe, die die Freude meines ganzen Lebens war. Wir waren ganz allein im Frieden dieses Herbstnachmittags. Ich nahm das süße Geschöpf in meine Arme, ihr Kopf stützte sich auf meine

Schulter, und nach der Angst, die mich einen Augenblick zuvor schier erstickt hatte, fühlte ich nun eine Wonne, daß mir schien, ich träume im Wachen.

Ich fragte: „Dann ist es also wahr . . . du willst mein sein?“

Die Liebste lächelte, während zwei Tränen an ihren langen Wimpern perlten, und leise, so leise, daß ich sie kaum hörte, antwortete sie:

„Du wußtest es ja seit langem . . .“

Dann suchten sich unsere Lippen zum ersten Kuß, zu unferem Verlobungskuß.

Um uns war die große Ruhe der Natur. Der Bach rieselte über die Steine, und seither hat mich dieses Murren durch das ganze Leben begleitet.

Später habe ich mir unzählige Male diese Szene, deren geringste Einzelheiten mir unvergänglich in die Erinnerung eingegraben sind, wieder vergegenwärtigt. Ich sah vor allem immer wieder den Blick der Liebsten, als sie sich mir so für das Leben schenkte, den tiefen Blick, der mehr sagte, als was laut über die Lippen gehen konnte. Sie wußte, was mir noch nicht klar war, und vielleicht ist gerade dadurch die Liebe mir ins Herz gekommen. Es war, als hätte sie mir mit ihrer Frauenliebe die Mutterliebe ersetzen wollen, die mir in der Jugendzeit gefehlt hatte, ohne daß ich mir darüber hätte Rechenschaft geben können.

Wenn ich später ohne Schwäche das furchtbarste Elend, das ein Mann ertragen kann, durchschreiten konnte, so war es, weil ich diesen Blick in mir trug im tiefsten Herzensgrund, weil ich mich an ihm wärmen konnte wie an einer Flamme, während alles gefroren war in der unendlichen Ebene, auf der der Tod ohne Unterlaß mähte und seine fürchterliche Ernte einsammelte.

Als sie von mir ging, ganz rosig überhaucht vor Rührung, sagte sie mir, und die Freude machte sie noch hundertmal schöner:

„Du weißt doch: Morgen ist Treibjagd. Ich werde euch beimkehren sehen. Mach, daß du Schützenkönig wirst!“

Dann ging sie lächelnd dem Dorf zu, und lange noch folgte ich mit den Blicken der hellen Gestalt, so fein in ihrer biegsamen Jugend, daß sie mir selbst wie der Frühling vorkam.

Am Tage darauf sollte in der Tat die Treibjagd stattfinden; aber über all den Herzenssachen hatte ich dies völlig vergessen. Ich beeilte mich deshalb, nach Hause zu gehen, um mein Gewehr bereitzumachen und die Kugeln zu gießen. Man muß wissen, daß damals die Wölfe gar nicht selten waren im Jura, und daß man eine Treibjagd veranstaltete, sobald sich diese Raubtiere kund taten durch das Zerreißen von Ziegen oder gar von Rälbern auf den Weiden. Etwas Malerischeres als solche Jagdtage gibt es nicht. Unter der Führung eines erfahrenen „Hauptmannes“, dem „Zehntenführer“ als eine Art Leutnants zur Seite standen, nahm die ganze wehrfähige Mannschaft daran teil. In größter Stille bildeten die Treiber eine Art gewaltiger Kette im Halbkreis um den vermutlichen Standort des Wolfslagers, während die Jäger auf dem Anstand das flüchtende Tier erwarteten. Ich liebte damals das Schießen leidenschaftlich. Oftmals hatte ich mein Gewehr in den Wald mitgenommen und mich vergnüglich darin geübt, einen Zweig mit der Kugel herunterzuholen, und nie hatte ich mein Ziel verfehlt. Aber um einen unerwartet hervorbrechenden Wolf erschießen zu können, braucht es mehr als bloße Geschicklichkeit; dazu muß man kaltblütig sein und — wie man so sagt — nicht an die Augen frieren.

Bevor wir am Morgen darauf uns an die angewiesenen Plätze begaben, waren wir Jäger noch plaudernd und die Waffen nachsehend beisammengestanden. Es war im Spätherbst. Die letzten Blätter fielen und ließen das Geäst starr und entblößt an den Bäumen. Es war recht kalt, trotz des immer noch blauen Himmels, und auf den Höhen hatte der erste Schnee die Erde überpudert. Voller Gedanken des vergangenen Tages,

das Herz von Hoffnungen geschwellt, wenn ich an Alicens Bersprechen dachte, hatte ich mich etwas abseits gehalten, bis ich aus meiner Träumerei herausgerissen wurde durch einen Wortwechsel, der sich hinter mir erhob. Gewöhnlich stellte man die besten Schützen auf die gefährlichsten Posten. Das war zugleich eine Ehre und eine Gefahr. Mein Name war eben ausgesprochen worden, als ich brummen hörte:

„Ach natürlich, immer dieser Abraham! Wie wenn kein anderer hier wäre. Man weiß doch, woher er stammt!“

Ich trat hinzu; die Stimmen schwiegen, und der „Hauptmann“, der nur mühsam seine Ruhe wiederfand, sagte zu mir:

„Du Abraham, stehe am Sumpf, unten in der Schlucht. Ich habe so das Gefühl, daß der Wolf dort durchzubrechen versuchen wird. Tu die Augen auf! . . . August wird bei dir sein. Die andern stehen oberhalb, bis zu den Felsen. Die Treiber werden um neun Uhr oben im Wald sein. Macht keinen Lärm, kein Feuer . . . Und nun viel Glück!“

Schon verschwanden die Treiber links und rechts im Wald, während wir unsere Posten bezogen.

Ohne zu wissen weshalb — oder vielleicht wußte ich es nur zu gut — plagte es mich, neben August stehen zu müssen. Aber was hatte er eigentlich vorhin sagen wollen? Ich hatte nur meine Großmutter gekannt; aber er konnte doch nicht auf sie anspielen wollen? Glücklicherweise waren wir ein paar Schritte von einander entfernt. Uebrigens hätte ein Gespräch leicht die Jagd verderben können. Ich bereitete also schweigend mein Gewehr vor, richtete mich bequem zwischen zwei Felsblöcken ein und gab wohl acht auf das Gelände, das sich vor uns ausdehnte. Lange dauerte es, vielleicht Stunden, bis plötzlich der Wald von einem unvorstellbaren Lärm erdröhnte, der noch anwuchs, je mehr er sich unsern Posten näherte. Die Treiber waren am Werk. Nun war es an uns, die Augen aufzutun, wie der „Hauptmann“ gesagt hatte. Ich hatte mein Gewehr im Anschlag, als auf meiner Rechten ein Schuß krachte, dem noch andere folgten. Ich sah immer noch nichts. Aber plötzlich sprang eine Art brauner Kugel hinter ein Gebüsch und kam grad auf uns zu. Es war der Wolf. Erschreckt von den Schüssen, die ihn aber nicht getroffen hatten, lief er, mit weit offenem Maul und hängender Zunge, auf die Stelle zu, wo wir verborgen waren. Ich folgte ihm mit der Spitze des Korns, und als er auf weniger als zehn Schritte heran war, ließ ich den Schuß fliegen, sicher, daß ich ihm wenigstens zwei Kugeln in den Leib gesetzt hatte. Das Tier machte einen gewaltigen Sprung und blieb dann unbeweglich in seinem Blut liegen. Im gleichen Augenblick schoß auch August, aber zu spät. Schon liefen die andern Jäger herbei und umgaben in sicherem Abstand den blutigen Körper.

„Bravo, Abraham!“ machte der „Hauptmann“ herantretend. „Ich dachte schon, daß du ihn nicht verfehlen würdest.“

„Ich habe zugleich geschossen“, rief zornrot August.

„Und andere auch noch“, erwiderte der „Hauptmann“. „Aber die Kugeln sind ja gezeichnet, und man wird es ja bald sehen.“

Nun liefen auch die Treiber von allen Seiten herbei. Alle beugten sich über das Tier, das sich nicht mehr gerührt hatte und im Feuer liegen geblieben war.

Nach altem Brauch zog der „Hauptmann“ sein Weidmesser und öffnete den noch warmen Körper. Einen Augenblick später richtete er sich auf, in der Hand zwei Kugeln haltend, die er allen vorwies. Es waren die meinigen, kenntlich an meinen Namensbuchstaben, die ich beim Gießen eingeritzt hatte.

„Du bist der Jagdkönig, mein Freund! Das wird deine Großmutter freuen, wie uns alle auch.“

Aber da war einer, dem dies viel weniger gefiel: August, der nur mühsam seine heftige Enttäufung verbergen konnte.

Fortsetzung folgt.